

Ethnographisches und Ethnologisches über die Indianerstämme der Vereinigten Staaten.

Von M. Klittke, Frankfurt a. O.

Seit der Besiedelung der Vereinigten Staaten durch die Europäer hat eine dauernde Berührung mit den Eingeborenen derselben, den Indianern oder Rothäuten, stattgefunden. In zahlreichen Reisebeschreibungen und sonstigen Werken sind im Verlauf zweier Jahrhunderte die Urtheile über ihr Leben und Wesen niedergelegt worden. Sogar die Poesie hat sich ihrer bemächtigt, und man kann wohl sagen, dass die allgemeine Kenntnis indianischen Lebens unter dem europäischen und auch einem Teile des amerikanischen Publikums auf den Romanen Cooper's, Armands', Ferry's und anderer beruht. Wir alle haben als Knaben mit grossem Entzücken die Indianergeschichten verschlungen, und wenn, wie in allerjüngster Zeit, uns die Kunde von einem neuen Indianerkrieg zuing, so mag es nur wenige gegeben haben, die nicht eine Art Bedauern empfanden über den unaufhaltbaren Untergang des „edlen roten Mannes.“

Vergleicht man die Erzählungen Reisender aus dem Anfang und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts mit den Berichten neuerer und neuester Beobachter, so wird man eine ganz ungeheure Veränderung im Charakter der Indianer gewahr. Da man nun nicht annehmen kann, jene Forscher hätten die Unwahrheit berichtet, so bleibt nur der Schluss übrig, dass der Charakter jener Stämme sich infolge längeren Verkehrs mit den Weissen verschlechtert habe, eine Veränderung, die ihre Hauptursache wahrscheinlich darin findet, dass die Indianer zunächst nur mit den schlechten Elementen der „Blassgesichter“ in Berührung kamen und sich natürlich vorzugsweise deren Eigenschaften aneigneten. Fast alle früheren Beobachter erzählen übereinstimmend, der rote Mann im Naturzustande sei ehrenhaft und gegen Freunde gastfrei und freundlich gewesen. Wie es heute damit steht, sollen die nachfolgenden Zeilen zeigen.

Nachdem man in den Vereinigten Staaten den Indianern lange Zeit nur insofern Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als an ihnen und ihrem Lande ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen war, hat man endlich in neuerer Zeit angesichts ihrer schnellen Verminderung angefangen, alles, was in bezug auf ihre Geschichte, Lebensweise, Sprache und Sitte wichtig erscheint, zu sammeln und zu bearbeiten. Den Anstoss dazu gab das auf allen naturgeschichtlichen Gebieten überaus rührige Smithsonian Institut, welches sich hierdurch ein ungemein grosses und schwer seinem Werte nach voll zu würdigendes Verdienst um die Ethnographie der amerikanischen Urbewohner erworben hat.

Bei Ankunft der ersten Europäer an der Ostküste Amerikas im Jahre 1585 war das Land bis zum Mississippi mit dichten Wäldern bedeckt; seitdem diese vor der vorschreitenden Kultur gefallen sind, zeigte sich besonders in den Flusstälern eine grosse Zahl von Hügeln und Erdwerken, die nur künstlichen Ursprungs sein konnten und allgemein mit dem Namen „Mounds“ bezeichnet wurden. Die erste Erwähnung derselben findet sich in einem Reisetagebuch vom Jahre 1766; ihre Grösse und Ausdehnung schien so wenig den Kräften und der Kulturstufe der jetzigen Indianer angemessen zu sein, dass man sehr bald auf den Gedanken geriet, ihre Erbauung einem untergegangenen, ihnen an Gesittung weit übergelegenen Volke zuzuschreiben, welches man „Mound-builders“ nannte, und über dessen Herkunft bald die abenteuerlichsten Theorien aufgestellt wurden, vor allem die, sie seien Nachkommen der Kinder Israel. Diese Idee gab den Anstoss zur Verfassung der Mormonenbibel und veranlasste die Heiligen des jüngsten Tages dazu, den Indianern stets freundlich zu begegnen. Von ernsthaften Gelehrten werden diese Ansichten überhaupt nicht mehr verteidigt, dagegen sind unter den jetzigen amerikanischen Forschern hauptsächlich drei Meinungen über die Mound-builders vertreten.

Die einen, auf die Arbeiten von Squier und Davis gestützt, behaupten, man habe es mit einer von den jetzigen Indianern gänzlich verschiedenen, ihnen geistig überlegenen Rasse, möglicherweise einem Einwanderer-Volk aus der alten Welt zu thun, das durch den Einbruch wilder Horden aus Norden vollständig vernichtet sei.

Die andern halten, unter Madison's Führung, die Mound-builders für weiter nichts als die direkten Vorfahren der zu Columbus Zeit lebenden Eingeborenen.

Die dritten endlich nehmen auf Grund der Forschungen von Short, Dawson, Mac Lean und anderen an, dass die zu Cortez Zeit Mexico bewohnenden und sich einer ziemlich hochstehenden Kultur erfreuenden Tolteken in früherer Zeit im Mississippithal sassen und also die Erbauer der Mounds gewesen seien. Später habe sie ein Einfall wilder, aus Norden kommender kriegerischer Stämme aus ihren Wohnsitzen getrieben und zur Wanderung nach Süden gezwungen. Die Pueblo-Indianer und besonders die kürzlich von Leutnant Schwatka aufgefundenen Cliff-dwellers scheinen das Bindeglied zwischen ihnen und den jetzigen Rothäuten zu bilden.

Alle diese Forschungen beruhen zum grössten Teil auf Ausgrabungen, durch die sich unter anderem herausstellte, dass seit Errichtung der Mounds mindestens 1000 Jahre verflossen sein müssen, denn man fand in einigen die eingewurzelten Stümpfe von 2—4 uralten Baumgenerationen. Da aber jene Völker keine Schriftsprache besaßen, uns infolge dessen auch nichts erhalten ist, was über ihre früheste Geschichte Auskunft geben könnte, so würde man auf blosser Hypothesen angewiesen sein, wenn nicht die vergleichende Sprachwissenschaft die Möglichkeit böte, aus den Sprachen der jetzt lebenden Indianer ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern herzuleiten. Professor Rafinesque führt die grosse Anzahl derselben auf 14 Sprachstämme zurück; die Wörter bestehen aus vielen Silben und bei einigen Stämmen gebrauchen Männer und Weiber sogar verschiedene Bezeichnungen für ein und dasselbe Ding. Zwischen europäischen und indianischen Sprachen besteht keine Verwandtschaft. Infolge der durch das Bureau of Ethnologie unter den Auspicien des Smithsonian Instituts eifrig betriebenen Studien neigt man dagegen der Ansicht zu, dass eine Besiedelung Amerikas von Asien aus stattgefunden habe und die Urbewohner demgemäss zur mongolischen Rasse zu rechnen seien. Leider ist unsere Vereinsbibliothek noch nicht im Besitz der Veröffentlichungen des Bureau of Ethnologie und es kann daher hier über letztere Ansicht noch nichts Genaueres mitgeteilt werden.

Die ersten europäischen Ansiedler, sowohl englische im Osten als auch spanische im Süden, fanden das Land im Besitz einer grossen Zahl verschiedener Stämme, über deren Volksmenge keine bestimmten Angaben überliefert sind, die wir aber immerhin auf einige Millionen annehmen können, denn noch im Jahre 1830 wurden die Indianer auf ca. 2 Millionen

geschätzt. Nach dem Census von 1880 waren es mit Einschluss derjenigen in Alaska 314600, und da ihre Zahl durch die unvermeidlichen Reibereien mit den Weissen, mehr noch aber durch Trunksucht und Seuchen fortwährend abnimmt, so scheint ein völliges Aussterben nur die Frage der Zeit.*)

Natürlich beruhen die Angaben über Volksmenge der Indianer grösstenteils auf Schätzung, erst in neuerer Zeit auf dem Census; doch darf man sich auf letzteren auch nicht unbedingt verlassen, denn sonst könnten nicht für die Vereinigten Staaten pro 1860 44021 civilisierte Indianer, pro 1870 nur 25731, 1880 aber wieder 66407 angegeben werden.

Neben der auf officiële Berichte sich gründenden Ansicht von dem allmählichen Aussterben der roten Rasse besteht eine andere, welche im allgemeinen eine langsame Steigerung der Kopfbzahl annimmt, gestützt auf die Thatsache, dass der kräftigste der lebenden Stämme, die Sioux oder Dakotas, ebenso wie die 5 civilisierten Nationen im Indianer-Territorium, in dem letzten Jahrzehnt entschieden an Zahl zugenommen hat.

Bald erkannte man, dass die vielen Stämme nicht völlig getrennt neben einander hausten, sondern einige vielmehr ein aus alter Zeit herrührendes Verwandtschaftsverhältnis anerkannten und sich zu grossen Bundesgenossenschaften zusammenschlossen, deren bekannteste der Bund der Algonquins oder 5 Nationen war, der in den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen eine so grosse Rolle spielte. Sie wohnten um die grossen Seen herum. Südlich an sie schloss sich der Mobile- oder Cherokee-Bund bis zum Golf von Mexico. Westlich vom Mississippe, aber auch im heutigen Michigan und Wisconsin hatten die Dakota oder Sioux ihre Hauptsitze bis zum Felsengebirge; endlich westlich der letzteren und durch Utah, New-Mexico, Texas die Shoshonen.

Die zunehmende und sich immer mehr ausbreitende weisse Bevölkerung vertrieb den roten Mann nach und nach aus den Jagdgründen seiner Väter; im Jahre 1853 waren die Indianer grösstenteils aus den Staaten östlich des Mississippi verdrängt. Im folgenden Jahrzehnt geschah dies weiter, so dass mit Ausnahme einer verschwindend kleinen, über die Oststaaten zer-

*) Nach dem mir soeben bekannt gewordenen Census von 1890 giebt es nach Abzug der in Alaska lebenden Indianer in den Ver. Staaten jetzt 244 704, was gegenüber den 1880 vorhandenen 264 369 eine Verminderung um 19 665 Köpfe ergibt.

streuten Zahl östlich des genannten Flusses keine grösseren Stämme zu finden waren. Heutigen Tages hat man ihnen nun auch im Westen möglichst alles Land, das für Anbau oder Erzgewinnung tauglich erschien, genommen, ohne sich an kurz vorher abgeschlossene Verträge zu kehren, sie vielmehr auf sogenannte Reservationen beschränkt, von denen man freilich, mit einer Ausnahme, kaum sagen kann, dass sie dem roten Manne die Möglichkeit bieten, sein Leben in der gewohnten Weise fortzuführen. Das Wild ist dahingeschwunden, zum Anbau des Bodens hat er sich selten entschliessen können, — die Folge ist Mangel und Hunger und natürlich als letztes Hilfsmittel ein räuberischer Einfall in die Ansiedelungen. Eine Ausnahme macht das Indianer-Territorium. Die hier hausenden „civilisierten“ Indianer sind vollständig zum Ackerbau übergegangen und sesshaft geworden.

Die im Report des Smithsonian Instituts für 1885, Teil II, enthaltene grosse Karte giebt eine genaue Uebersicht aller jetzt bestehenden Reservationen, eine zweite die Verteilung des Indianer-Territoriums unter die dort wohnenden Stämme. Da diese Karten aber nicht jedem zugänglich sind, so verweisen wir auf Blatt 94/95 des Andree'schen Handatlas, auf welchem ebenfalls die meisten der bestehenden Reservationen eingetragen sind.

Infolge früherer Verträge liefert die Regierung den dort lebenden Indianern sogenannte Rationen, die teils in Lebensmitteln, teils Kleidung, Ackergerät, Geld etc. bestehen. Da aber die mit der Verteilung beauftragten Agenten nur mangelhaft besoldet werden, und ausserdem viele bei ihrer nur vierjährigen Amtsdauer es für praktisch halten, sich soviel öffentliche Gelder anzueignen, als möglich, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn von den für Ernährung und Bekleidung der Indianer bestimmten Summen kaum $\frac{1}{5}$ oder noch weniger wirklich in die Hände derselben gelangt. Selbstverständlich suchen sie den Agenten zu kontrollieren und verfahren dabei auf schlaue Weise. So hatte z. B. ein Indianer den ganzen Tag anscheinend schlafend auf dem Landungsplatz herumgelegen, dabei aber aufs genaueste die aus dem Dampfer ausgeladenen Vorräte abgeschätzt, welche für seinen Stamm bestimmt waren. Diese verglich man später mit den wirklich verteilten und entdeckte ein beträchtliches Minus. Der Häuptling beschwerte sich beim kommandierenden General, erhielt aber zur Antwort, der Grosse Vater in Wa-

shington wähle die Agenten nur unter guten Leuten aus, ehe er sie zu ihnen sende. Da erwiederte der Indianer zornig: Sie mögen gut gewesen sein, als sie den grossen Vater verliessen, aber sie müssen verdammte Betrüger geworden sein, bis sie uns erreichten.

Es ist ein öffentliches Geheimnis, dass gerade diese Betrügereien die Ursache einiger Kriege gewesen sind und die feindlichen Indianer dann womöglich noch Waffen und Munition zu hohen Preisen durch den Agenten erhielten. Das beunruhigt die an solchen gewinnbringenden Geschäften interessierten Männer aber nicht im geringsten, und da in den Vereinigten Staaten der Dollar die einzige anerkannte Macht ist, so bleibt eben alles beim Alten. Der vor Jahren unternommene Versuch, die Agentenstellen durch die verschiedenen Religionsgenossenschaften besetzen zu lassen, scheiterte ebenfalls.

Wie schon oben erwähnt, ist der Indianer seit der Landung der ersten Europäer fast nur mit dem Abschaum derselben in innige Berührung gekommen; seine Ansichten über den Charakter des weissen Mannes hat er auf die mit derartigen Leuten und mit der Regierung gemachten Erfahrungen gegründet, denn, wie Professor Raphael Pumpelli sagt, „kein Vertrag, keine Friedensflagge ist zu heilig, keine Waffe zu grausam oder heimtückisch, um in den Kämpfen gegen die Indianer von Amerikanern nicht empfohlen oder gebraucht zu werden.“

Mit der Zeit ist die Rothaut daher ein Zerrbild dessen geworden was uns frühere Reisende und besonders Romanschriftsteller vorgeführt haben. Würde man, wie in den meisten bisherigen Schilderungen, sich bezüglich ihres Charakters nur auf Urteile aus früherer Zeit verlassen, so müsste dies zu einer ganz falschen Auffassung der heutigen Indianer des fernen Westens führen, wir lernten sie nicht kennen, wie sie sind, sondern, wie sie waren, und da uns als Mitlebenden jedenfalls ihr jetziger sittlicher Zustand näher steht und interessanter erscheint als ihr ehemaliger, wir auf jenem Wege auch kaum zum rechten Verständnis des wirklichen Verhältnisses zwischen dem weissen und roten Mann an der Grenze gelangen würden, so haben wir vorgezogen, ihren früheren moralischen Zustand nur kurz zu berühren, im folgenden aber nach den Angaben eines langjährigen Beobachters einige der auffallendsten Charakterzüge und Sitten zu schildern. Oberstleutnant Dodge hat 30 Jahre an der Grenze gelebt und seine Erfahrungen in dem auch in

deutscher Uebersetzung vor einigen Jahren erschienenen Buche „die heutigen Indianer des fernen Westens“ niedergelegt. Demselben ist meistens das Folgende entnommen.

Der indianische Knabe wird kurz nach seiner Geburt, die der Mutter anscheinend so wenig Beschwerde wie irgend einem Tier macht, in eine Art Futteral aus Holz und Flechtwerk gesteckt und kann so leicht an jeden Pflock im Zelt oder auf den Rücken der Mutter gehängt werden. Da die menschliche Stimme in ihrem gefahrvollen Leben ein höchst unerwünschter Laut ist, so hält man ihm bei jedem Versuche, zu schreien, Nase und Mund zu, sodass er bald den Wert des Schweigens erkennt. Nach der Entwöhnung wird der Knabe fast sein eigener Herr; die Mutter darf ihn niemals strafen. Er erhält keine Erziehung in unserem Sinne, weiss nichts von Recht oder Unrecht; seine Vorbilder sind schlaue Diebe, ausgezeichnete Jäger und ruchlose Mörder. Die Lehren seiner Eltern stacheln ihn nur dazu an, es jenen recht bald an Verschlagenheit und Blutgier gleichzuthun, und sein ganzer Sinn ist auf weiter nichts gerichtet, als so früh wie möglich ein Pferd zu stehlen oder einen Skalp zu erbeuten. Die Mütter führen ihre Kleinen bei jeder Gelegenheit an todwunde Feinde heran, damit sie ihnen auch noch eine Wunde zufügen und dadurch das Recht erlangen, schon als Knaben am Kriegstanze teilzunehmen.

Sobald der Junge sitzen kann, wird er auf ein Pferd geschnallt und lernt so früh reiten, dass er sich später keiner Zeit zu erinnern vermag, wo er es noch nicht konnte. Infolgedessen giebt es kaum bessere Reiter als die Indianer; sie sind gewöhnt, auch in der scheinbar unmöglichsten Stellung auf dem Pferde ihre Waffen mit vollkommener Sicherheit zu gebrauchen. Die Weiber reiten ebenfalls nach Männerart, nehmen auch häufig mit Erfolg an Gefechten teil.

Dass der Knabe in seinen Mussestunden, deren er sehr viele hat, jedem erreichbaren Tier nachstellt und es langsam zu Tode quält, ist bei dem in der Natur des Menschen liegenden Hange zur Grausamkeit kein Wunder, ebensowenig, dass er sich nach Kräften an der Peinigung etwaiger Gefangener beteiligt.

Wie bei den meisten wilden Völkern fühlen sich die Knaben mit 12—13 Jahren erwachsen; Sitting Bull erzählte selbst, er sei mit 10 Jahren ein grosser Jäger gewesen und habe mit 14 Jahren seinen ersten Feind erschlagen. In Rotten von 10—12 durchstreifen diese Jungen das Land und suchen eine

Gelegenheit, ihren Mut an den Feinden des Stammes oder weissen Ansiedlern zu erproben. Diese Streifzüge sind ihre Lehrzeit; sie lernen Hunger und Strapazen ertragen, Geduld und jede Jagdpraxis, kurz alles, was einem Indianer in der Prärie zu wissen nötig ist. Diejenigen, welche bei einem Ueberfall eine besondere Heldenthat vollbracht haben und, im Lager angekommen, um Aufnahme in den Kriegerstand nachsuchen, müssen sich bei den kriegerischen Stämmen, den Sioux und Cheyennes, einer Mannhaftigkeitsprobe unterziehen, die in der That grosse Anforderungen an ihre Standhaftigkeit stellt und den Namen „Sonnentanz“ führt.

Dem angehenden Krieger wird ein breites Messer an zwei Stellen der Brust und der Schulterblätter zwischen Haut und Knochen hindurchgestossen, durch die entstandenen Oeffnungen ein Rosshaarseil gezogen, zugeknüpft und das andere Ende entweder an der Spitze eines hohen Pfahles oder an einigen Büffelschädeln, in Ermangelung derselben an Trommeln befestigt. Oefter auch wird der Betreffende im Innern einer Hütte an den Seilen emporgezogen, während man in anderen Haut-einschnitten kleine Holzpflocke befestigt und schwere Gegenstände daran hängt. Es ist nun seine Aufgabe, so lange an den Stricken zu zerren, bis sein zähes Fleisch nachgiebt und er frei wird. Bisweilen quält er sich unter grimmigen Schmerzen mehrere Tage lang ab. Sollte den Kandidaten der Schmerz überwältigen, so darf er sich losbinden oder verlangen, dass man ihn löse. Damit verliert er aber jeden Anspruch auf Kriegerehren, wird zu den Weibern verstossen und muss sein Lebenlang ihre Kleider tragen und ihre Arbeiten verrichten.

Wer alles überstanden hat (die Wunden heilen sehr bald), ist nun ein Krieger, wird völlig selbstständig und kann heiraten, sobald er genug Pferde gestohlen hat, um ein Weib zu bezahlen.

Der Krieger besitzt eine Menge Eigenschaften, die auch wir anerkennen müssen, neben ihnen aber auch noch viele andere, die uns geradezu verächtlich erscheinen. Er ist mutig, verbindet damit aber ausserordentlich viel List und schätzt die Vernichtung des Feindes durch Ueberfall oder heimliches Heranschleichen bedeutend höher als offenen, ehrlichen Kampf. Für letzteren hat er eigentlich wenig Achtung, denn von Jugend auf lehrte man ihn, sein Leben möglichst wenig auszusetzen. Ganz entgegengesetzt dem weissen Soldaten denkt er stets, eine einzige abgefeuerte Kugel werde ihn allein treffen; und da er

sehr wohl weiss, dass er nur ein Leben zu verschenken hat, so wird unter einem Haufen von 30 heransprengenden Wilden sicher sich jeder auf die Seite seines Pferdes werfen und davonjagen, sobald ihnen auch nur eine einzige gespannte Büchse entgegengehalten wird.

Tollkühnheit besitzt er unbedingt, wenn er in Ueberzahl zu sein glaubt; mit gellendem Geschrei und Gebrüll unternimmt er den Angriff, und wehe dem Manne oder der Kolonne, die sich dadurch erschrecken und in kopflose Flucht jagen lässt. Niemand ist dem Indianer in der erbarmungslosen Ausnützung solcher Umstände überlegen. Sind aber unter den Ueberfallenen kaltblütige Leute, gut bewaffnet und bereit, „in ihren Stiefeln zu sterben“, so werden sie sicher den Angriff abschlagen. Der Indianer weiss, wie hartnäckig er selber ficht, wenn man ihn in die Enge getrieben hat; niemand ist in seinen Augen gefährlicher als ein Mann, der in der Not seinen Schuss zu sparen versteht und bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen entschlossen ist, der als Weisser wahrscheinlich stets auch bessere Waffen besitzt als er selbst.

Disciplin fehlt ihm gänzlich und das Leben ist für ihn der Güter höchstes. Ihre Kämpfe unter einander beruhen daher fast ausschliesslich auf Ueberrumpelung; treffen sich aber ein Paar gleichstarke Banden, so wird auf grosse Entfernungen gefochten, ohne dass viel Verwundungen vorkommen, denn der Indianer ist im allgemeinen ein schlechter Schütze mit Pistole oder Büchse auf entferntes Ziel. Man erzählt von einem „verzweifelten“ Gefecht, welches 4 Tage dauerte und in dem am Ende doch nur ein Mann fiel. Ist die eine Partei sehr überlegen, so reitet sie allerdings auf die schwächere ein; letztere sieht sich zum Weichen gezwungen und zerstreut sich völlig, und so kommt es, dass meistens nur sehr wenige erschlagen werden.

Ein im Lager überfallener Indianer denkt gleich dem Wilde zunächst an Flucht, und solange er sich in einem solchen „Stampede“ befindet, schiesst er sehr unsicher. Die geringste Wunde aber ruft seine ganze Entschlossenheit zurück; er kämpft dann mit der Todesverachtung eines Raubtieres und einer verzweifelten Hartnäckigkeit, die erst mit dem letzten Lebensfunken erlischt. In den Kämpfen mit dem Militär der Vereinigten Staaten haben die Rothhäute nur dann dem Angriff einer geschlossenen Truppenmacht standgehalten, wenn sie 4—5 Mal überlegen waren, wie in dem grossen Gefecht am

Little Bighornfluss im Jahre 1876, in welchem General Custer mit 300 seiner Reiter niedergemetzelt wurde, ohne dass auch nur ein einziger die Kunde hätte überbringen können. Für gewöhnlich weichen sie dem Ansturm aus, versuchen aber die Verfolger in der Flanke zu fassen, sie zu vereinzeln und dann niederzumachen. Da die indianischen Pferde trotz ihres unscheinbaren Aussehens doch sehr schnell und immer sehr gut zugeritten sind, so gelingt diese Taktik stets, wenn die Verfolgenden nicht enggeschlossen bleiben.

Früher, als noch das Wild zahlreich und Pelzwerk nicht schwer zu erbeuten war, war auch der Trapper oder Fallensteller eine häufige Erscheinung auf den Prärien. Aber trotzdem liess sich der Indianer ungern mit ihm ein, denn diese erfahrenen, mit allen Schlichen und Kniffen vertrauten Männer waren ihm einenteils zu arm, um sein Leben an sie zu wagen, andernteils zu gefährliche Burschen, da ihre Kaltblütigkeit sich durch nichts erschüttern liess. Man beobachtete sie viel lieber und stahl in ihrer Abwesenheit die mit soviel Gefahr und Mühe erworbenen Felle.

Die Trapper und alle mit dem Leben an der Grenze und auf den Plains Vertrauten haben sich im Laufe der Jahre eine eigene Taktik gebildet, nach der sie stets im Fall eines Angriffs verfahren und die sich fast immer bewährt hat. Ein erfahrener Mann wird eine vollkommene, nach allen Seiten schussfreie Ebene, die nicht in Schussweite irgend eines Dickichts, einer Erhöhung oder Schlucht liegt, am liebsten zur Verteidigung auswählen. Während einer Reise über die Prärien merkt er sich alle passenden Oertlichkeiten und reitet, wenn überfallen, in kurzem Trabe nach der nächstgelegenen zurück. Kopflose, übereilte Flucht würde unabänderlich ins Verderben führen. So aber bewahrt er seine Kaltblütigkeit; ist noch Zeit, so mag man mit den Messern eine kleine Brustwehr aufwerfen, oder man benutzt die von den Büffeln gewählten Vertiefungen; es genügte aber auch, die Pferde mit gekoppelten Füßen auf die Erde zu werfen und hinter diesem Bollwerk den Feind zu erwarten. Manchen tapferen Mannes Leben ist durch diese einfache Manier schon gerettet worden, freilich auch mancher Verbrecher aus dem Grenzgesindel seinen Verfolgern dadurch entkommen.

Hat ein Krieger einen Feind erschlagen, so darf er nicht in der Verfolgung der übrigen fortfahren, sondern er muss auf

den daliegenden Körper einen Streich mit einer Waffe thun, den sogenannten Coup, denn der Skalp gehört demjenigen, der dies zuerst thut, gleichgiltig ob er den Feind erlegt hatte oder nicht. Dadurch und durch das Skalpieren überhaupt wird die Verfolgung vielfach unterbrochen, und so erklärt es sich, dass in indianischen Kämpfen so verhältnissmässig wenige getötet werden. Die Art des Skalpierens ist allgemein bekannt, erwähnt mag noch werden, dass bei den Stämmen, welche eine Skalplocke tragen, nur die Haut um den Wirbel herum gelöst wird. Die Indianer der Plains scheiteln aber das Haar nach Frauenart: sie lösen also die ganze Kopfhaut, bei härtigen Weissen auch die des Gesichts, überhaupt jede behaarte Stelle des Körpers ab. Man hat Skalps gesehen, die aus der Haut fast des ganzen Oberkörpers in einem Stück bestanden. Das Skalpieren des Kopfes ist an sich nicht tödlich. Manche Personen sind als Verwundete skalpiert worden, ohne am Leben Schaden zu nehmen, haben es aber als ihre grösste Prüfung bezeichnet, dass sie sich während des Vorganges todstellen mussten.

Ebenso wie ein tapferer Kämpfer wird unter den Indianern ein erfolgreicher Dieb geschätzt. Reichtum besteht nach ihren Begriffen im Besitz von Pferden, und da Erziehung, Jagd und Kampfesweise ihre Geschicklichkeit im lautlosen Heranschleichen tagtäglich üben und zur Vollkommenheit ausbilden, so ist es nicht verwunderlich, wenn es keine ausgezeichneteren Diebe als sie giebt. Sie selbst erklären die Comanchen für die besten, und man muss dies Urteil anerkennen, wenn man hört, wie aus dem Stall eines Forts im fernen Westen in einer dunklen Nacht die zwei besten Pferde gestohlen wurden, obgleich drin eine Stallwache schlief und zwei Mann ihn die ganze Nacht umkreisten. Dabei war der Stall sorgfältig aus starken, 2 Fuss tief in der Erde steckenden Baumstämmen gebaut und ein Zaun aus eben-solchen, die oben durch einen starken Querbalken verbunden wurden, umgab ihn ausserdem noch. Dass die Indianer auch kleinere Gegenstände stehlen, davon wissen die unter ihnen umherziehenden Händler ein Lied zu singen.

An den langen Winterabenden, an denen der Schnee die roten Männer in die Zelthütten bannt, unterhalten sie sich fast einzig mit Erzählungen, sei es solchen ihrer Abenteuer oder erdichteten. Bescheidenheit ist bei ihnen nicht besonders im Schwange, und so streicht ein jeder seine Heldenthaten nach Kräften heraus, ohne es, wenn Zeugen fehlen, mit der Wahrheit

sonderlich genau zu nehmen; denn Lügen gilt als eine besonders ehrenvolle Kunst, und ein Mann, der gut erzählen kann, findet stets ein dankbares Publikum, mag er auch aufschneiden, soviel er will. Allein, da ihnen trotz der vielfachen Berührung mit den Weissen doch sehr viele Dinge des civilisierten Lebens unmöglich erscheinen, so lange sie dieselben noch nicht mit eigenen Augen gesehen haben, so glaubten sie durchaus nicht alles, was ihnen dieser oder jener von Washington zurückgekehrte Häuptling über die wunderbaren Erfindungen der Blassgesichter erzählt. Es sind vielmehr einige Fälle verbürgt, dass sie solche für von den Weissen bestochene Verräter und unverbesserliche Lügner erklärten, einen sogar töteten, da er eine zu „böse“ Medizin für den ganzen Stamm geworden sei.

Man würde alle diese Eigentümlichkeiten nicht verstehen, wenn nicht die Religion des Indianers einigen Aufschluss gäbe. Sie durchdringt sein ganzes Wesen in einer Weise, die auch unter den Christen nicht häufig gefunden wird. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass sie bei ihm nicht eine Quelle sittlicher Tugenden ist, wenigstens nur in dem einen Falle, wenn es sich um die Bergung des Leichnams eines gefallenen Freundes handelt.

Er glaubt nämlich an zwei Gottheiten, eine gute, die sein Freund ist und ihm alle Annehmlichkeiten des Lebens verschafft, und eine böse, die ihn immerfort verfolgt. Alles, was ihn betrifft, schreibt er der einen oder der anderen zu, ohne sich viel den Kopf darüber zu zerbrechen, warum jene ihn unterstützt, diese aber ihn ins Verderben zu stürzen sucht. Er fühlt sich als Gegenstand des Kampfes der beiden Gottheiten, empfindet aber keinen Dank der guten gegenüber, denn nach seinem Glauben haben beide keine Macht über seine Seele nach dem Tode; der Zustand derselben in jenem Leben ist ganz unabhängig von seinem Betragen hier auf Erden. Wie Oberst Dodge sagt, fehlt ihm das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit; Mord und Diebstahl sind Mittel zu seinem Lebensunterhalt; Habsucht, Unenthaltbarkeit, Völlerei und andere Züge, die wir Laster nennen, erscheinen ihm so natürlich wie irgend einem Tiere.

Vielleicht ereilt ihn die Strafe für seine Thaten schon hier auf Erden, vielleicht auch nicht. Ersteres schreibt er der bösen Gottheit zu; wie er aber auch hienieden gehandelt haben möge, nach dem Tode eilt seine Seele in die glücklichen Jagdgründe. Es giebt jedoch zwei Wege, sie daran zu verhindern: erstens,

wenn jemand skalpiert, zweitens, wenn er gehängt wird. Deshalb beraubt der Indianer jeden Feind seiner Kopfhaut, soweit es möglich, und sucht andererseits zu verhindern, dass er oder seine Stammesgenossen skalpiert werden. Zu dem Zweck sind stets einige Krieger einer Bande darin geübt, einen Toten im vollen Rosseslauf von der Erde aufzuheben und vor sich aufs Pferd zu schwingen, sodass in einem gewöhnlichen Gefecht selten viele Erschlagene dem Feinde in die Hände fallen. Bei dieser Thätigkeit entwickeln die Indianer einen Mut und eine Todesverachtung, die über jedes Lob erhaben ist und oft ihren eigenen Untergang herbeiführt. Ist dagegen der Leichnam skalpiert, so kümmert sich niemand mehr um ihn, ebensowenig wenn ein Stammesgenosse aufgehängt worden ist. Sie glauben nämlich, die Seele entweiche durch den Mund und werde also durch den Strick daran verhindert. Sie muss nun bis in alle Ewigkeit in dem Körper bleiben, selbst wenn er längst verwest ist. Hängen ist daher für den Indianer die entsetzlichste Todesstrafe.

Wie bei vielen wilden Völkern sind diese religiösen Meinungen das Fundament für eine Anzahl abergläubischer Vorstellungen, die sich auf fast jeden Gegenstand seiner Umgebung richten. Der Indianer ist ein grosser Liebhaber von Amulets, bei ihm „Medizin“ genannt, und trägt meistens eine Menge derartiger Anhängsel. Ebenso legt er grossen Wert auf den Besitz von Empfehlungsbriefen seitens der Offiziere und Agenten; er hütet sie sorgfältig und bringt sie bei jeder passenden Gelegenheit zum Vorschein, ohne zu ahnen, dass oft ein Spassvogel sich einen Scherz mit ihm erlaubt. So lautete z. B. ein Zeugnis für einen Indianer namens „Medizin Jo“ folgendermassen:

„Medizin Jo behauptet, dass er ein guter Indianer sei und man ihm trauen könne. Wenn dies wahr ist, so ist er jedenfalls der erste, den ich je gesehen habe, und ich glaube, dass er wie alle anderen ein Ueberwachen wohl vertragen kann.“

Die Telegraphendrähte sind ein Gegenstand abergläubischer Scheu und Beschädigung derselben wird ängstlich vermieden, sodass die Leitungen sogar durch das gefährlichste Land gelegt werden konnten. Gleich manchen unserer Jäger hält er den Erfolg eines Jagd- oder Kriegszuges für abhängig von allerlei zu Anfang eintretenden Zufälligkeiten, und da er im „Medicinmachen“ ein Mittel zu besitzen glaubt, die Zukunft zu erfahren, so unternimmt er keine wichtigere Handlung, ohne zuvor den

Willen seiner Gottheiten zu erforschen. Beim „Medizinmachen“ werden allerlei geheim gehaltene Dinge mit Erde, Sand, Knochen und Pflanzenasche in einer flachen Schale leise durcheinandergerührt; aus dabei auftretenden Eigentümlichkeiten glaubt der Indianer dann die Zukunft zu erkennen. Ist die Medizin „gut“, so tritt er vergnügt und zuversichtlich seinen Zug an; ist sie aber „schlecht“, so bleibt er zu Hause.

Jedes Familienoberhaupt ist Priester für die Seinigen; ausserdem aber giebt es in jedem Stamme einen „Medizinmann“; gewöhnlich ist er einer der schlauesten und intelligentesten Häuptlinge und besitzt grossen Einfluss. Zugleich versieht er auch die Stelle des Arztes, und da alle Indianer in der Wundbehandlung sehr geschickt sind und auch Kenntniss von einigen Hausmitteln haben, so wird er nur bei schweren inneren Fällen gerufen, die er durch Beschwörung oder Austreibung des bösen Gottes zu heilen sucht. Denn für den Indianer giebt es keine verschiedenen, nur eine einzige Krankheit, und diese ist das Werk der bösen Gottheit. Neben den Beschwörungen wenden sie das Schwitzbad an: der Patient wird in ein backofenähnliches Gebäude aus Fellen und Decken dicht neben einem Gewässer gesetzt. Entweder zündet man vorher Feuer darin an, oder man giesst Wasser auf glühende Steine, sodass bald alle Insassen in Schweiss gebadet sind. Nun nimmt man den Kranken heraus und stürzt ihn in das daneben liegende Gewässer. Manchem hilft dies, viele aber werden so auf dem kürzesten Wege in die glücklichen Jagdgründe befördert.

Die Ideen des Indianers über letztere sind höchst unbestimmter Natur. Jeder, der unskaliert und ungehängt stirbt, gelangt dorthin in dem Zustande, in welchem er sich im Augenblick des Todes befand, der eine als Kind, der andere als Mann oder Greis. Wer hienieden von Schmerz oder Krankheit gequält wurde, wird es auch dort sein. Jeder findet dort alles wie auf Erden, denn auch die Seelen des Wildes gelangen dorthin, alles, was er sich selbst anfertigen kann, vermag er auch im Jenseits herzustellen. Er braucht nur Dinge mitzunehmen, die über seine eigene Geschicklichkeit hinausgehen, also eiserne Töpfe, Gewehr oder Pistole, Pulver und Blei, Messer, Wolldecken etc.

Alle diese Dinge giebt man deshalb dem Toten mit, und wenn er selbst sie nicht besass, so steuern seine Verwandten und Freunde zusammen, um ihn möglichst gut für das Jenseits

auszurüsten, müssten sie sich auch der notwendigsten und kostbarsten Gegenstände berauben. Natürlich ist der Indianer nicht der Ansicht, dass diese Sachen körperlich ins Jenseits gelangen, aber er glaubt, die Schatten derselben kämen gleichsam in den Besitz des Toten. Auch seine Feinde wird er dort drüben wiederfinden; er sucht sie daher durch Skalpieren an der grossen Reise zu verhindern, selbst aber in der Blüte seiner Jahre dahinzufahren, um alle Freuden der glücklich^{en} Jagdgründe voll auskosten zu können. Ferner meint er, ein in dunkler Nacht erschlagener Mann müsse in ewiger Finsternis weiterleben; daher greift er selten zu dieser Zeit, allenfalls bei Mondschein an. Selbstverständlich müssen die Seelen getöteter Freunde durch den Tod einiger Feinde versöhnt werden, aus welchem Glauben sich die nimmer ruhenden Stammesfehden entwickelt haben.

Sobald ein Krieger einiges Vermögen an Pferden zusammengestohlen hat und der Zusage eines Mädchens gewiss ist, sucht er sie ihrem Vater abzukaufen. Der Handel ist meistens langwierig, denn der Vater streicht seine Tochter kräftig heraus, um einen höheren Preis zu erzielen, während der Bewerber sie in jeder Weise herabsetzt; doch wird man gewöhnlich um den Preis von 1--4 Pferden handeleins. Nach Erlegung desselben führt der Liebhaber das Mädchen in seines Vaters Hütte oder in seine eigene, wenn er eine besitzt. Damit ist die Ehe geschlossen und es beginnt nun für die Squaw ein von immerwährender Thätigkeit ausgefülltes Leben. Sie muss geradezu alles thun, ihrem Manne in allem gehorsam sein, selbst wenn er Hingabe an einen anderen Mann verlangt, ist aber trotz aller Mühsal und Arbeit immer vergnügt und munter. Eifersucht kennt sie nicht; bringt ihr Mann nach einiger Zeit ein zweites, drittes und viertes Weib in seine Hütte, so leben alle einträchtig zusammen. Jede hat aber das Recht, ihn jederzeit zu verlassen und mit einem anderen zu leben, der ihr besser gefällt. Auf die Klage des Ehemannes muss der Verführer nur eine meist in Pferden bestehende Busse zahlen. Streit um solch Weib entsteht selten zwischen den beiden Männern.

Mädchen sind also für den Vater ein Kapital; bisweilen kommt es daher vor, dass eins an einen gut zahlenden Liebhaber, vielleicht einen Weissen, verkauft wird, den es nicht zum Manne haben will. Es muss ihm allerdings in seine Hütte folgen, darf sich aber all seinen Bemühungen, die Ehe zu vollziehen, widersetzen; hat es 2—3 Tage Widerstand geleistet, so darf es zur

väterlichen Hütte zurückkehren, der Vater aber muss alsdann den Kaufpreis zurückzahlen.

Einen Begriff von Keuschheit hat der männliche Indianer nicht; gleich dem Tiere sucht er seine Leidenschaft so oft als möglich zu befriedigen. Von ihren Weibern erwarten dagegen wenigstens einige Stämme eheliche Treue, und es herrschen daher z. B. unter den Cheyennes eigentümliche Sitten. Jedem Manne ist es erlaubt, dem Weibe eines anderen in dessen Abwesenheit nachzustellen und jede Hütte im Lager nachts zu besuchen, wenn der Hausherr nicht zu Hause ist. Will das Weib sich in solchem Falle vor Vergewaltigung schützen, so muss es sich vor dem Schlafengehen einen Lederriemen von den Lenden bis zu den Knöcheln fest um beide Beine wickeln. So ist es vollkommen geschützt, denn ein Mann, der es nun vergewaltigte, würde auf der Stelle getötet. Unterlässt die Squaw aber diese Vorsichtsmassregel, so kann sie sicher sein, dass einige Dutzend junger Krieger sie besuchen. Weiber, die sich solch ein Verschulden haben zukommen lassen oder aus eigenem Antriebe eine Liebelei anfangen, werden bisweilen durch Aufschlitzen der Nasenlöcher bestraft. Gegen Gäste glauben die Indianer nur dann völlig die Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen, wenn sie ihnen für die Nacht ein Weib liefern; die gemeinen Krieger verleihen die ihrigen oft um eine Flasche Whisky an die Soldaten der Forts.

Sie sind sehr auf den Besitz von Kindern erpicht; eine Squaw, die nach gewisser Zeit keine bekommt, wird weiter verkauft. Im ganzen sind letztere nicht fruchtbar und bringen es im Durchschnitt nur auf 2 Kinder, wohl in Folge ihres harten, entbehrungsreichen Lebens. Die Kleinen werden sehr verwöhnt und gehätschelt.

Höchst eigentümlich ist die Anordnung der Verwandtschaftsgrade. Während unter Europäern letztere vom Manne ausgehen, und demzufolge die Seitenverwandten sich mit jeder Generation mehr von einander entfernen, beruht bei dem Indianer alles auf der weiblichen Linie. Ausser Vater und Mutter, Grossvater und -mutter, Sohn und Tochter, Enkel und Enkelin hat er keine weiteren Namen zur Bezeichnung entfernterer Verwandtschaftsgrade. Er bezeichnet nämlich alle Brüder seiner Mutter als Väter, alle ihre Schwestern als seine Mütter. Alle Cousins und Cousinen sind ihm Brüder und Schwestern, alle Neffen und Nichten Söhne und Töchter. Unter Europäern divergieren

die Seitenlinien, bei den Indianern laufen alle in Enkelin oder Enkel wieder zusammen.

Die Rothäute sind sehr gesellig; vielfach leben mehrere Familien in einer Hütte beisammen; gegen einander und gegen Gäste zeigen sie sich gastfrei und bieten immer zuerst etwas zu essen an. Jeder Besucher darf vor den eigentlichen Insassen aus dem grossen Kessel zulangen, in dem täglich nur eine Hauptmahlzeit gekocht wird. Beim Essen bedienen sie sich der Finger, allenfalls eines Messers. Es giebt kaum ein Tier, das sie verschmähen, besonders in Zeiten der Not wird jedes lebendige Geschöpf verzehrt. Man hat sogar sichere Beweise, dass die Tonkaways in Texas das Fleisch ihrer Feinde assen — der einzige verbürgte Fall von Menschenfresserei in den Vereinigten Staaten. Ein besonderer Leckerbissen sind die Eingeweide, vor allem die bröcklich gewordene Leber zu Tode gehetzter Büffel oder Hirsche, die man zur Erhöhung des Wohlgeschmackes mit dem Inhalt der Gallenblase übergiesst. Auch Blut wird frisch gern getrunken. Hundefleisch gilt als eine beinahe heilige Speise und kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten auf den Tisch. Die Hauptnahrung lieferte bis vor kurzem der Bison. Näheres über ihn und seine Ausrottung findet man in der „Natur“, 1891, Februarheft.

Die Indianer werden oft strenge verurteilt, weil sie den Frauen alle Arbeit aufbürden. Seitdem sie in der Mehrzahl mit Büchse oder Pistole bewaffnet sind, hat dieser Vorwurf in der That Berechtigung; in der „alten Zeit“ aber, als nur Pfeil und Bogen ihre Fernwaffe war, blieb dem Manne keine Zeit, sich zu Hause mit anderen Dingen als der Anfertigung derselben zu beschäftigen, denn die Herstellung einer einzigen steinernen Pfeilspitze erforderte wenigstens einen Tag. Selbst als das dünne Bandeisen in die Prärien gelangte und der Indianer den Gebrauch der Pfeile erlernte, musste er noch immer viele Zeit auf das Anspitzen verwenden, denn vom Schmelzen des Metalls hat er keine Ahnung, und mag er auch zehnmal in einer Schmiede zugesehen haben, so wird er doch nicht zur Nachahmung angeregt.

Auffallend gering ist sein Erfindungstalent. Die Indianer der Plains haben keine Art Tierfalle erfunden; sie sind auch nicht imstande, die etwa einem Trapper geraubten zu gebrauchen, höchstens quetschen sie sich beim ersten ungeschickten Versuch die Finger und werfen dann das Ding als „böse“ Medicin fort. Bei dem regen Handelsverkehr mit den Weissen sind ihnen

nach und nach viele Artikel der Civilisation bekannt geworden, über deren Herstellung sie sich aber nicht die Köpfe zerbrechen. Alles derartige ist für sie gleich unverständlich, und da sie also eigentlich fortwährend in Verwunderung geraten müssten, so ziehen sie das Gegenteil vor und bleiben vor jeder noch so sinnreichen oder komplizierten Maschinerie ganz ungerührt. Die bewundernde Welt nennt das „Stoicismus“; diesen besitzen sie in Wirklichkeit nur Entbehungen und Schmerzen gegenüber; ihre Schweigsamkeit ist einfach die Folge des gefahrvollen Lebens, in welchem die menschliche Stimme leicht zur Verräterin wird. Diese dauernde Gefahr hat zur Ausbildung einer Zeichensprache geführt, die von allen Stämmen, mögen sie noch so verschiedene Sprachen reden, gleicherweise verstanden und auf Jagd- und Kriegszügen ständig angewendet wird.

Soweit bekannt, ist unter ihnen in historischer Zeit nur ein Erfinder aufgetreten; diesem verdanken sie ein Alphabet, das noch heute bei den Cherokees benutzt wird. Im Anfang dieses Jahrhunderts lebte unter ihnen ein aufgeweckter Bursche namens See-queh-yah (Se-quo-iah) oder Georg Guess. Seine Genossen fanden einst bei einem gefangenen Amerikaner einen Brief, und als er auf ihr Verlangen dies unverständliche Ding vorlas, gerieten sie in grosse Verwunderung über den ihm innewohnenden Zauber, der es dem Blassgesicht ermögliche, eine so fließende Rede zu halten. Georg Guess wurde bald darauf infolge einer Kniewunde invalide und sann während der Heilung und auch später über das „sprechende Blatt“ nach, da er keineswegs an Zauberei glaubte. Mit Hülfe seiner Frau und Tochter, welche beide über ein besseres musikalisches Gehör verfügten als er, und unter Verwendung eines Nagels und eines Stückes Baumrinde erfand er zuerst 200 Zeichen für ebenso-viele verschiedene Laute seiner Sprache. Mit unablässiger Mühe verminderte er sie auf 85 und bald war er soweit, dass er die Sache den Häuptlingen vorlegen konnte. Es gelang ihm, sie von dem Nichtvorhandensein jeglicher Zauberei zu überzeugen; er durfte eine Anzahl junger Leute unterrichten und bewies schon nach einigen Wochen in einer Prüfung, dass seine Erfindung brauchbar sei. Er wurde zum Häuptling gewählt, mit Ehren überhäuft und gab, nachdem die Regierung einen Satz Lettern besorgt hatte, zu New- Echota eine Zeitung unter dem Namen „Phönix“ heraus. Sein Alphabet enthält 16 grosse lateinische Buchstaben, die er wahrscheinlich jenem Briefe ent-

nommen hat, ausserdem einige Zeichen, die dem griechischen Lambda, Beta, Gamma und Rho ähneln. In der Folgezeit erfand er ferner die vier Spezies, erweiterte den Zahlenkreis von 100 bis zur Million, fertigte hübsche Silberarbeiten an und zeichnete mit Tusche nicht übel. Lange Zeit war er der einflussreichste Mann unter seinem Volke, bis er endlich gegen Ende seines Lebens von den Missionären alles Ansehens beraubt wurde. Er konnte sich nämlich nicht entschliessen, von den religiösen Ideen seiner Jugend zu lassen; infolgedessen machten jene ihn auf jede Weise bei seinem Stamme verdächtig, sodass er schliesslich als alter Mann in die Fremde ziehen musste und 83 Jahre alt an der mexikanischen Grenze im Jahre 1843 starb. Ihm zu Ehren nannte Prof. Endlicher die in Californien wachsende Rothholztanne Sequoia.

Wir wenden uns nun zu einem Thema, welches allein schon geeignet ist, den unauslöschlichen Hass zwischen der Grenzbevölkerung und den jetzt lebenden Indianern zu erklären, zu ihren Grausamkeiten und ihrem Verhalten gegen gefangene Frauen und Mädchen.

Der Indianer kennt kein Mitleid gegenüber dem Tier; als Kind übt er sich im Zutodequälen jedes Geschöpfes, das unglücklicherweise in seine Hände fällt, und als Mann setzt er diese auserlesene Beschäftigung an menschlichen Wesen fort. Er besitzt infolgedessen eine genaue Kenntniss vom Bau des menschlichen Körpers und vermag besser als der geschickteste Henker unseres Mittelalters zu beurteilen, wieviel Qualen man einem Gefangenen zumuten darf, ohne sein Leben allzuschnell auszulöschen. Die in Indianergeschichten oft erwähnte Manier, einen Gefangenen zu verbrennen, scheint bei den jetzigen Rothäuten seltener geübt zu werden; einige Fälle sind bekannt, der letzte aus dem Jahre 1876, in welchem nach der Niedermetzelung Custers am Little Bighornfluss 6 gefangene Soldaten dem Feuertode überliefert wurden. Dagegen sind Abschneiden der Nase, Ohren, Augenlider, Zersplittern der Finger, Schinden, teilweises Verbrennen, Verrenken und andere Greuel, die gewöhnlich mit einem Gefangenen vorgenommenen Procedures, unter denen er langsam sein Leben aushauchen muss. Die Squaws zeigen sich dabei noch erfinderischer als die Männer.

Viel schrecklicher ist jedoch das Schicksal gefangener Frauen. Wie bekannt, dreht sich die Handlung aller Indianerromane um den Raub und die Befreiung der Heldin. Nach Oberst

Dodge müssen nun entweder die Romanschreiber gelogen oder die Indianer sich vollständig geändert haben, denn in den letzten 30 Jahren hätten letztere kein weisses Frauenzimmer gefangen, das nicht zunächst von jedem Teilnehmer der Streifpartei, später im Lager aber von jedem Manne des Stammes geschändet worden sei. Die Squaws feuern ihre Gatten noch dazu an und scheinen eine ganz besondere Freude an der Qual einer Mitschwester zu empfinden. Die Indianer machen aus diesem Grunde sehr gern weibliche Gefangene und sind stets doppelt gefährlich, wenn ihnen ein solcher Preis winkt. Aus der Rückgabe dieser Unglücklichen machen sie sich zudem noch ein Verdienst und fordern regelmässig hohes Lösegeld, welches ihnen auch fast immer von der Regierung ausbezahlt wird.

Jeder Grenzer ist daher ein geschworener Todfeind der Rothäute und wird gegebenen Falles lieber sich und die Seinigen mit eigener Hand töten als zugeben, dass auch nur eins derselben in die Hände jener Teufel falle. Die Gemahlin des Generals Custer begleitete ihn eine Reihe von Jahren auf seinen Zügen und erzählt mehrmals, welch entsetzliche Todesangst sie bei unvermutetem Zusammentreffen mit Indianern ausgestanden habe. Sie war die einzige Dame, die sich stets beim Regimente befand, und die Offiziere hatten es ihr nicht ganz verheimlichen können, dass jeder, der sich in ihrer Nähe befinde, falls sie wirklich der dringenden Gefahr der Gefangenschaft ausgesetzt sei, sie auf der Stelle niederschliessen müsse.

Mancher Mann, dessen Frau und Kinder geschändet und ermordet wurden, fand ein langes, der Wiedervergeltung gewidmetes Leben nicht genügend, seinen Rachedurst zu stillen. Es darf daher nicht verwundern, wenn um 1880 herum die Gesetzgebende Versammlung von Idaho den Beschluss fasste, die Indianer gänzlich auszurotten und zu dem Zweck 25 Mann auszurüsten. Für den Skalp eines „Bockes“ sollten 100 Dollar, für den einer Frau 50 und für solche von Kindern unter zehn Jahren 25 gezahlt werden. Ebensoviele zahlte die Mexikanische Regierung in den vierziger Jahren für jeden Apachenskalp und die von Chihuahua 1880 für die des Apachenhäuptlings Vittorio und 77 seiner Krieger. Die Grenzer sind ebenso roh geworden wie die Indianer.

Eine wirkliche Verständigung zwischen beiden erscheint nicht möglich, und dass auch die Beschränkung der Rothäute auf Reservationen keineswegs den Ausbruch von Kriegen hindert,

hat der letzte Winter gezeigt. Die „wilden“ Indianer beugen sich nur der Macht und werden kaum länger ihr ursprüngliches Leben fortführen können.

So sehr man also auch bedauern mag, dass sich aus dem „edlen“ roten Manne der vergangenen Jahrhunderte keine bessere Rasse entwickelt hat, so wenig darf man über den Untergang der heute lebenden „feindlichen“ Stämme trauern. Die Namen vieler ihrer berühmten Krieger und Häuptlinge leben fort in der Geschichte der Vereinigten Staaten, sie selbst aber gehen gleich ihrem Messias Hiawatha

„Zu den Gegenden des Heimwinds,
Des Nordwestwindes, Keewaydin,
Zu den Inseln der Glücksel'gen,
Zu dem fernen Reich Ponemah,
Zu den Wohnungen des Jenseits.“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Helios - Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): Klittke Max

Artikel/Article: [Ethnographisches und Ethnologisches über die Indianerstämme der Vereinigten Staaten. 1021-1041](#)

